Raum schafft Ort Ort schafft Raum

Creating Space
Arndt Geiger Herrmann Architekten, Zürich

Raum schafft Ort

Ort schafft Raum

AEDES

Wenn Raum zum Erlebnis wird

Unter den vielen Aspekten, die das Oeuvre von Arndt Geiger Herrmann Architekten so spannend und besonders macht, sind es vor allem zwei, die ihre architektonische Haltung in herausragender Weise prägen: der formale und inhaltliche Bezug zur Schweizer Moderne des 21. Jahrhunderts, der sich die Architekten, ungeachtet aller postmodernen Strömung, deren Auswüchse bis in die Gegenwart reichen, konsequent verpflichtet haben, sowie die Reflektion des Ortes, das Einlassen auf unterschiedliche Wirklichkeiten und deren Vielfalt, ohne die ihre Architekturen nicht denkbar wären.

Dabei entpuppen sich ihre Bauten wie das vom Verkehr umspülte Geschäftshaus Bellerive in Zürich oder die Wohnsiedlung Kittenmühle in Herrliberg am Waldrand im Loos`schen Sinne als «modern», weil sie sich mit einer eigenen Haltung und Sachlichkeit wie selbstverständlich in einen gegebenen Kontext - sei dieser städtisch oder dörflich – einfügen und dem jeweiligen Ort gleichzeitig eine neue Bestimmung geben.

Das Credo des Züricher Architektenteams: «Raum schaffen» verwandelt sich für den Benutzer ihrer Bauten zu einer neuen Erfahrung: «Raum erleben». Arndt Geiger Herrmann Architekten gelingt es tatsächlich Räume zu verwirklichen, in denen sich Menschen wohl fühlen und sich wieder erkennen. Den Dialog zwischen Innen und Aussen, von Innen- und Aussenräumen und deren Verbindungen und Zusammenspiel im Alltag erlebbar zu machen, zeichnet alle Bauten des Schweizer Studios aus - seien es Wohn-, Büro-, Hotel- oder Geschäftsgebäude.

Die Auseinandersetzung von Aedes mit der Schweizer Architektur begann bereits 1994 mit einer Ausstellung über Diener & Diener Architekten, der im Laufe der Jahre Präsentationen von Marques Zurkirchen, Guy Lafranchi, Graber Pulver Architekten, von Ballmoos Krucker Architekten, Guiliani Hönger, Gmür & Geschwentner Architekten sowie eine Ausstellung über junge Schweizer Architekten, «Swiss Shapes», und zum Thema des konzeptionellen Städtebau in Zürich eine Schau mit dem Titel «Das siebte Zimmer» folgten.

Wir freuen uns daher ganz besonders, dass wir mit der Ausstellung der Arbeiten von Arndt Geiger Herrmann Architekten aus Zürich: «Raum schafft Ort – Ort schafft Raum» einen weiteren Höhepunkt in der Präsentation von Schweizer Architektur und ihren herausragenden Vertretern verzeichnen können.

Kristin Feireiss

Vom Ort zum Haus

Die Zürcher Architekten Arndt Geiger Herrmann

Der Rückbezug zum Ort gehört zu den zentralen Themen der zeitgenössischen Architektur. Immer und immer wieder wird er eingefordert — und das von verschiedenen Beteiligten am Bauprozess und bei ganz unterschiedlichen Bauaufgaben. Die Verwaltungen skizzieren etwa mit Planungsvorgaben und Gestaltungssatzungen einen engen Rahmen, den es in Höhe, Abstand und Form und oft genug selbst in der vorgeschriebenen Materialität eines Hauses einzuhalten gilt. Auch die Öffentlichkeit fordert oftmals eine angemessene Architektur ein, die einen stilistischen, regionalen Rückbezug zum Ort gewährleistet. Namentlich Bewohner und Nachbarn in einem Quartier wünschen sich, dass der Charakter ihrer persönlichen Umgebung nicht über die Massen durch Neubauten verändert wird. Mit Argusaugen wachen sie über jedes Projekt und wahren dabei ihre demokratischen Rechte. Es bleibt jedoch die Frage, ob derartige Reglementierungen wirklich gewährleisten können, dass dabei das erwünschte – und wünschenswerte – Ziel erreicht wird: eine dem Ort angemessene Architektur.

Vor lauter Aktualität gerät gelegentlich aus dem Blickfeld, dass die Suche nach dem «genius loci» ja keineswegs eine Idee der letzten Jahre ist. Sie gehört vielmehr zu den Grundthemen der Architektur seit ihrem Anbeginn. Schon Vitruv, römischer Ahnherr der Architekturtheorie, widmete sich im sechsten seiner zehn Bücher über die Baukunst der «Anlegung der Gebäude in Ansehung der besonderen Beschaffenheit des Ortes.» Dort schreibt er:

«Zur guten Anlegung der Gebäude wird erfordert, dass man hauptsächlich die Weltgegend oder das Klima, worin zu erbauen sind, in Überlegung nimmt: denn anders sind die Gattungen der Gebäude in Ägypten, anders in Spanien, wiederum anders in Pontus, desgleichen zu Rom und in den übrigen Ländern und Himmelsgegenden, je nach besonderer Beschaffenheit derselben, anzulegen.»

Doch was macht – in Ergänzung zu Vitruvs Definition – für uns heute diesen magischen Geist des Ortes aus, der beinah inflationär beschworen wird? Sind es allein klimatische oder etwa energetische Überlegungen? Ist der «genius loci» ein vor allem traditionelles, geradezu festgefroren statisches Moment, das sich auf die Referenz zu überlieferten Dachformen beschränkt oder auf die Materialien der Häuser der Umgebung? Ist es der regionale Ruf nach baulicher Beständigkeit und Wiedererkennbarkeit in den Zeiten einer globalisierten architektonischen und kulturellen Austauschbarkeit?

Ja, ganz sicher auch das. Denn die Postmoderne hat uns vor allem gelehrt, auch die anderen, negativen Seiten der funktionalistischen Moderne des 20. Jahrhunderts wahrzunehmen. Den Verlust jener Authentizität und Originalität nämlich, die aus einer Architektur erwächst, welche die Ortsgebundenheit einseitig gegen eine örtlich ungebundene industrialisierte Massenproduktion austauscht.

Doch welchen Sinn macht das Beharren auf einer Architektur für den Ort in einer Zeit, in der unsere Lebensmittel um die halbe Welt reisen, ehe wir sie verzehren? In der unsere Kleidung in Ländern hergestellt wird, die wir selbst noch nie betreten haben, während sie mit Marken-Labeln versehen wird, die für ganz andere Orte der Welt stehen als den, an dem wir leben?

Die Antwort liegt auf der Hand, auch wenn sie widersprüchlich erscheint: Je weniger wir in der Lage sind, uns diesen Mechanismen unseres globalisierten Alltags zu entziehen, desto genauer schauen wir hin, wie es vor unserer eigenen Haustüre ausschaut. Ohne Frage, das ist ein sehr selektiver Blick auf die eigene Welt. Aber seine Wurzeln liegen in der Architektur selber, in der ortsgebundensten aller Künste. Den Ort als Referenzpunkt zu betonen bedeutet freilich nicht, deshalb gleich dem Vorhandenen baulich nach dem Munde zu reden. Ein neues Haus mit einem Satteldach in einer Umgebung von älteren Häusern mit Satteldächern zu errichten, das ist eine Möglichkeit. Mehr nicht. Aber ganz sicher ist diese formale Beugnahme noch keine Garantie für gute Architektur.

I

Was mit dem Rückbezug auf den Ort wirklich gemeint ist, ist vielmehr der sehr genaue Blick auf das Vorhandene: auf Strukturen und Sichtbezüge, auf Wege, Bäume und Bewohner, auf Räume und Abstände, sowie auf Geschichten und Materialien. Ein Blick, der für vorhandene Missstände ebenso offen sein muss wie für Qualitäten und Eigenarten. Es ist letztlich eine umfängliche Recherche über den Ort. Und die kann nur am Ort selbst geleistet werden. Kein Foto, kein Plan, keine 3-D-Animation, kein Film kann den «genius loci» vollständig vermitteln. Es mag banal klingen und doch ist es eine fundamentale Erfahrung: Nur am Ort selbst wird der Ort wirklich erfahrbar.

Das lässt sich ganz unmittelbar an einem Projekt von Arndt Geiger Herrmann an der Westküste des Zürichsees nachvollziehen, dem Geschäftshaus Bellerive von 2007. Die Fotos zeigen ein transparentes, fast vollständig verglastes Haus. Auf seiner vorderen Seite gliedern die hellen Geschossbänder den Bau, der sich scheinbar unvermittelt mit einem bauchigen Schwung dem See entgegenwölbt. Hinterfangen wird der Baukörper von einem schwarzen, bügelartig überhöhten Bauteil, das allein schon durch seine dunklere Farbigkeit einen Kontrast zur luftigen Strassenfassade schafft. Und der Ort? Die Fotos geben uns höchstens Ortsfragmente an die Hand: einen Mast für die Hochleitungen der Tram, einen Baum, dessen Äste malerisch ins Bild ragen, eine grüne Rasenfläche, über der das Sockelgeschoss zu schweben scheint. Erst am Ort selber wird die transitorische Wirklichkeit dieses Stadtraumes erfahrbar. Es ist ein Ort dazwischen, an dem sich die Elemente wie Gesteinsschichten hintereinander ablagern, aber zum Teil durch Verwerfungen überschneiden: Dem See folgt der Uferweg, dann die stark befahrene Bellerive-Strasse entlang des Ufers, eine Trambahnschleife, die das Geschäftshaus wie die Wellen des Sees zu umspülen scheint, ein Parkplatz, die Bahnlinie, und erst hinter diesen heterogenen Stadtschichten schliesst sich die gleichmässige Bebauung des Seefeldquartiers an, die «geordnete» Stadt. Das «Bellerive» nun schiebt sich genau an einen Ort dazwischen und macht diesen zu seinem Ort: Es wölbt sich nicht von ungefähr mit bauchigem Schwung dem See entgegen, sondern folgt dabei passgenau den vorhandenen Raumstrukturen der Trambahnschienen. Die Bäume bieten der gläsernen Fassade im Sommer einen wichtigen Sonnen- und Sichtschutz, während die Rasenflächen einen Abstand zur Geschäftigkeit dieser lärmenden Schnittstelle am Rand der Stadt erzeugen. Und der rückwärtige schwarze Riegel? Er schirmt das Gebäude gegen die unmittelbar angrenzende Bahnlinie ab und verleiht ihm darüber hinaus durch seine übergreifende Form einen Rahmen – und damit einen Halt. Es ist dies eine ganz pragmatische Aneignung des Ortes, jenseits aller Formalismen. Gleichwohl bietet das Geschäftshaus «Bellerive» auch eine Weiterentwicklung des Ortes, weil es diese Restfläche inmitten einer stadträumlichen Zwischenzone in die Nutzung holt und so den gesamten Ort aufwertet.

Wer also den Ort ernst nimmt, der sucht ihn nach seinen räumlichen und architektonischen Möglichkeiten ab. Der arbeitet mit ihm, ohne sich dabei auf Formalismen zu beschränken. Die Architektur der Moderne des frühen 20. Jahrhunderts – wenn es «die» Moderne denn je in dieser undifferenzierten Verallgemeinerung gegeben hat – zeichnete sich bei genauerer Betrachtung durch ihre bemerkenswerte Vielfalt an möglichen Formen und Lösungen aus. Ortsnegierend oder gar zerstörend war sie dabei zumeist dann, wenn sie sich unter dem Druck von Investoren oder Ideologien instrumentalisieren liess. Doch was wären im Gegenzug moderne Architekten wie Heinrich Tessenow oder Hans Scharoun, wie Frank Lloyd Wright oder die Begründer der Schweizer Moderne, Max Ernst Haefeli, Werner Max Moser und Rudolf Steiger, ohne den Bezug zum Ort in ihren Entwürfen? Gerade die drei Schweizer, welche die Moderne nach Zürich geholt haben, haben dies in ihren Bauten verdeutlich, vom Kongresshaus über die Kirche in Altstetten bis hin zum Geschäftshaus Zur Palme.

II

Dem «Bellerive» kommt im bisherigen Werk von Arndt Geiger Herrmann eine Sonderstellung zu, denn die Bauaufgabe «Geschäftshaus» bildet darin eine Ausnahme. Stattdessen stand in den vergangenen Jahren vor allem die Auseinandersetzung mit dem Thema Wohnbau in seinen unterschiedlichen Varianten im Zentrum der Arbeit von Rene Arndt

und Thomas Geiger. Dabei haben sie das Wohnen in zahlreichen Varianten durchdekliniert – aber längst noch nicht in allen. Doch auch wenn das «Bellerive» eine gewisse Sonderstellung besitzt, so steht es zugleich geradezu exemplarisch für die Arbeit von Arndt Geiger Herrmann. Das betrifft einerseits den spezifischen Rückbezug zu den Erfordernissen und Möglichkeiten eines Ortes. Anderseits zeigt das Haus etliche Elemente der architektonischen Handschrift der Architekten. Doch was macht diese Handschrift aus?

Wollte man nach Referenzen für die Architektursprache von Arndt Geiger Herrmann suchen, man würde wohl in den späten 1920er Jahren fündig, aber auch in den Jahren nach 1950. In ihren Häusern nehmen die Zürcher den Faden der Moderne auf und spinnen ihn auf ihre persönliche Art weiter. So entsteht eine Architektur der kommunizierenden Kuben und der transparenten Öffnungen, die durch kontrapunktisch dazu gesetzte Rahmen, Bügel oder auskragende Flugdächer in einen stereometrischen Dialog der Formen tritt. Der additive Charakter der verwendeten Grundelemente wird dadurch in eine raumgreifende Dimension erweitert. Doch was bei den Villen in der Bergstrasse in Herrliberg oder der ebenfalls in Herrliberg verwirklichten Wohnanlage Kittenmühle auf den ersten Blick vielleicht an eine rein abstrakte Komposition aus kubischen Elementen erinnert, das entpuppt sich auf den zweiten Blick als eine kluge Wohngestaltung, die eine dreifache Strategie verfolgt.

Erstens gewinnen die Bauten durch das Vor- und Zurückstaffeln einzelner Elemente an Tiefe und so auch an sinnlicher Attraktivität. Sie sind keine minimalistischen Reihungen wie bei neo-rationalistischen Fassaden, sondern eben durchgebildete Baukörper. Diese Körperlichkeit wird durch den Schattenwurf im wechselnden Licht der Sonne noch gesteigert und damit auch die lebendige Wirkung der Häuser, die sich so zudem der konventionellen Fassadenhierarchie von Vorder- und Rückseite, von Neben- und Hauptansicht entziehen.

Zweitens gewinnt die Wohnarchitektur von Arndt Geiger Herrmann durch diese Komposition an Privatheit. Deutlich wird das bei den «Zwillingshäusern» an der Bergstrasse, aber vor allem bei der Wohnanlage Kittenmühle. Dort haben die Architekten das Spiel aus vor- und zurückspringenden Kuben mit schützenden Flugdächern über den Terrassen bis zur Perfektion gesteigert. So gelingt es ihnen trotz der räumlichen Dichte der Wohnanlage mit ihren drei grossen Gebäudekörpern einen hohen Grad an Privatheit zu erzielen. Die Wohnung wird zum persönlichen Rückzugsort der Bewohner, geschützt vor allzu neugierigen Blicken. Eine wichtige Rolle kommt dabei den Terrassen und Balkonen zu, die eine räumliche Distanz schaffen. Zudem bieten sie durch überkragende Bauteile oder Flugdächer auch für die Nutzung unterschiedliche Qualitäten an: mal schattig und geschützt, mal offen und sonnig. Das leitet zum dritten Aspekt der architektonischen Handschrift von Arndt Geiger Herrmann über – und die führt zurück zum Anfang, nämlich zum Ort. Architektur ist niemals Natur. Ihr Ziel ist es vielmehr, stets eine Gegenposition zu den Gefahren zu formulieren, die in der Natur lauern. Sie bietet eine schützende Hülle etwa vor Kälte und Feuchtigkeit. Doch wer die ausgreifenden Kuben, die weit in die Landschaft hineinragenden Terrassen und Flugdächer in Kittenmühle erlebt, der bemerkt, wie dort die Architektur für die Bewohner einen steten Dialog mit der umgebenden Natur der malerischen Waldlandschaft entfacht. Es ist dieses Wechselspiel aus Haus und Umwelt, das als gedanklich einbezogenes, aber letztlich ja ungebautes Element die Architektur von Arndt Geiger Herrmann begleitet.

Diese Nähe aus Ortsbezug und Wohnarchitektur, die in unterschiedlichen Spielarten die Bauten der Architekten bestimmt, ist kein Zufall. Sie erwächst aus ihrer architektonischen Haltung. Doch sie besitzt auch eine darüber hinausgehende, allgemeine Wurzel. Das lehrt ein Blick auf die Geschichte des Wortes «Wohnen». Die Entwicklungsstufen von der Höhle zur Hütte und schliesslich zum Haus sind im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm aus dem althochdeutsch wonên hergeleitet: «zufrieden sein», «wohnen», «sein», «bleiben». Sie sind «mit der Vorstellung des Gebundenseins an einen Ort, an den literarischen Belegen seit der mittelhochdeutschen Zeit» deutlich zu verfolgen. Alle diese germanischen Formen seien laut Grimmschem Wörterbuch Schwundstufen der indogermanischen Wurzel «uen»: 'streben, wünschen, lieben'. Wer wohnt, der ist also am Ort. Wer wohnt, der bleibt. Wer wohnt, der ist zufrieden. Wer wohnt, der liebt.

III

Architektur, so scheint es, ist für René Arndt und Thomas Geiger eine Art Dreiklang, in dem Raum, Form und Material in eine Wechselwirkung zueinander gesetzt werden. Dabei sind die einzelnen Komponenten keineswegs starr, sondern werden unterschiedlich gewichtet – je nach Bauaufgabe, Bauherr und Bauplatz. Architektur bedeutet nicht alleine, die Theorie des Möglichen durchzudeklinieren, sondern vor allem aus den möglichen Antworten die passende gebaute Lösung zu destillieren. Dem Wohnen im Haus kommt dabei weit mehr zu, als lediglich die Schutzfunktionen aufzunehmen, die einst Höhle oder Hütte boten. Wohnen wird zur sinnlichen Erfahrung, zum 'streben, wünschen, lieben'. Das schützende, ja archaisch Wehrhafte des Wohnens wird gleichwohl im Wohnturm in Kilchberg spürbar.

Mit schwarzen Faserzementplatten verkleidet, erweist sich das in Holz konstruierte Haus als eine moderne Interpretation eines Donjon. Auf annähernd quadratischem Grundriss errichtet, wächst es in enger Nachbarschaft zu einem traditionellen Kilchberger Satteldachhaus empor und entfacht im Zusammenspiel mit dem schattig schönen Garten auf vier Geschossen eine architektonische Zwiesprache. 2003 errichtet, gehört es zu den früheren Projekten von Arndt Geiger Herrmann. Vieles, was ihre Architektur seitdem kennzeichnet, ist gleichwohl bereits dort angelegt. So lässt die grosszügige Verglasung das Gefühl aufkommen, dass man in einem Baumhaus wohnt, mitten im Grünen. Derweil breitet sich ein Flugdach schützend über der Dachterrasse aus und bleibt dabei doch von schwebender Leichtigkeit. Treppauf bietet jedes Geschoss seine eigene, andere Nutzung und Gestaltung – so wie die Bücher in der haushohen Regalwand, die sich an der Flanke der Treppe entlang in die Höhe zieht. Dort im Regal stehen zwar alles Bücher. Alle fügen sich aus Bildern und Buchstaben zusammen. Doch jedes Buch bietet seine spezielle Gestaltung, seine Geschichte, lässt Raum für die eigene (Lese-) Erfahrung und bekommt so seinen eigenen Ort – im Regal wie in der Erinnerung des Lesers.

Drückt sich der Rückbezug zum Vorhandenen beim Kilchberger Wohnturm im nahezu symbiotischen Austausch mit dem Nachbarhaus und der Einbettung in den Garten aus, so geschieht er beim Umbau der Villa am Kilchberger Seeufer nicht minder unmittelbar. Dort wurde der Altbau in seiner Kubatur belassen, während neue Fensterbänder und die vorgelagerte Terrasse zugleich die Sichtbeziehung zum See neu definieren. Die Frage der Materialität erhält durch die Beimischung von Glimmerpartikeln in den weissen Fassadenputz ebenfalls eine besondere Wirkung. Im wechselnden Licht der Tages- und Jahreszeiten entfaltet die Haut des Hauses ihre eigene funkelnde Wirkung und verleiht dem Gebäude eine spezielle, durchaus exklusive Wirkung.

Das Experimentieren mit Oberflächen und Materialien kennzeichnet auch die 2010 fertig gestellte Villa Metallica in Rüschlikon. Ihre Fassade wächst aus einer terrassierten Sichtbetonsockel-Landschaft empor und ist mit handverzinkten Kupferplatten verkleidet. Das verleiht ihr eine individuelle Note, die durch die bewusst nicht gleichmässig maschinelle, sondern händische hergestellte Verzinkung mit ihrer Ungleichmässigkeit lebhaft gesteigert wird. Ansonsten aber kennzeichnet das Doppelfamilienhaus die bekannte Handschrift von Arndt Geiger Herrmann, die unter Ausnutzung der Hanglange in die Landschaft ausgreift und so in einen Dialog mit der Topographie eintritt. Dabei erweisen sich der Blick auf den Zürichsee, die Goldküste und die angrenzende Bergwelt als höchst dankbare Motive, die sich aufs Beste durch die rahmenlosen Glasflächen betrachten lassen. In der Villa Metallica entstehen wahrhaft Schweizer Räume, die in ihrem Naturbezug wie in ihrer architektonischen Unmittelbarkeit freilich bar jeder Schweiztümelei sind. Das trifft auch für das Einfamilienhaus in Uetliburg von 2008 zu. Ja, es erweist sich geradezu als ein Konzentrat all dessen, was die Wohnarchitektur von Arndt Geiger Herrmann bestimmt. Das Thema des Wohnens wird hier so von selbst verständlich dargeboten, wie es auch die Architektur ist. Wer den Ort erlebt, der spürt, dass er keiner weiteren Erläuterungen bedarf. Er ist aus sich heraus verständlich. Die Zutaten erscheinen dabei mittlerweile wie alte Bekannte, allen voran eine wundervolle Hanglage mit weitem Blick über die sanft gewellte Landschaft am oberen Zürichsee.

Das Haus scheint auf seiner auskragenden, hellen Betonsockelplatte leicht über der Welt zu schweben und erweist sich mit seinem Kellergeschoss doch zugleich als tief im Erdreich verankert. Solche spielerische Ambivalenz kennzeichnet auch den doppelgeschossigen Baukörper, mit dem gleichermassen Öffnung und Geschlossenheit thematisiert werden. Mit dunklen Metallplatten verkleidet öffnet er sich im Obergeschoss – charakteristisch für Entwürfe der Zürcher — wie bei einem zur anderen Seite geöffneten «C» zur Landschaft hin. Oder ist es doch eine gespiegelte S-Figur, wenn man die helle Bodenplatte mit einbezieht? Stellt er einen Rahmen dar oder ist es ein Bügel, der um und über das Haus greift? In jedem Fall erhält der Baukörper bei all seiner reduzierten Klarheit eine eindrückliche Dynamik, wird jede vorschnelle Eindeutigkeit zugunsten einer zusätzlichen Lesbarkeit der Figur durchbrochen und bleibt klar und verständlich. So erwächst ein Dualismus aus schützender Hülle und räumlicher Öffnungen, der sich auch im Inneren des Hauses fortsetzt, indem dort unterschiedliche Bereiche mit unterschiedlichem Grad an Privatheit definiert werden: Die breite Terrassenfront zum Hang wird durch die privatere Terrasse ergänzt, die sich dem Wohnzimmer seitlich anschliesst und teilweise vom Obergeschoss schützend überragt wird. Sie findet ihr Gegenüber in einem Gartenpavillon, der ja eigentlich eher ein sommerlicher Unterstand ist: Zwei rohe Betonmauern, im rechten Winkel im Hang gebogen, sparen den Raum für eine Sitzecke aus. Darüber liegt eine Betonplatte mit Öffnung zum Himmel. Mehr Reduktion und Konzentration geht nicht. Und mehr sinnliche Raumwirkung im Wechselspiel mit Schwimmbad und Wohnhaus wohl auch nicht, so meint man. Doch das Haus belehrt seine Besucher eines Besseren. Denn der schlanke Hausriegel wird von einem kleinen, dem Hang abgerungenen viereckigen Hof hinterfangen. Von drei Seiten mit Sichtbetonwänden umgrenzt, erscheint er wie eine Etüde in räumlicher Zentrierung. Der Kies des Bodens, die Bambusbüsche, eine Bank, ein kleines Wasserbecken. Das alles fügt sich zu einer meditativ anmutenden Raumfigur. Leicht in die rückwärtige Flucht des Hauses eingeschnitten, ist der Hof ganz auf sich ausgerichtet und bietet doch vom Wohnzimmer aus einen begrenzten Einblick, der im Gegensatz steht zur Grenzenlosigkeit des Ausblicks auf die Bergwelt zur anderen Seite. Es ist die Idee des Hofhauses der Moderne, das wie etliche Motive der Moderne nicht ohne die Erinnerung an die Geschichte lebt, denn es nährt sich aus der Praxis der römischen Villa oder der klösterlichen Kreuzgänge. So unmittelbar, so konkret jeder Raum in Uetliburg ist – er wird durch die Vielschichtigkeit der Erfahrung seiner Architekten und seiner Nutzer belebt. Architektur, das beweist dieses Einfamilienhaus, ist vor allem gelebter Raum. Die Klarheit der Raumabfolge entspricht dabei der wiederum selbstverständlichen Idee jedes Wohnens, die sich pragmatisch und wunderbar alltäglich nutzen lässt – ganz ohne architekturgeschichtliche Hintergedanken. Entree, Essraum, Küche und Wohnzimmer reihen sich im Erdgeschoss in aufgeräumter Klarheit hintereinander und fliessen zugleich ineinander über, so wie sich Innen und Aussen dank der grossen Glasflächen miteinander verschränken, während auf der Rückseite des Hauses der kleine Hof einen lichten Kontrapunkt setzt. Mehr Öffnung bei gleichzeitiger Privatheit geht nicht. Als unprätentiös erweist sich auch das Obergeschoss, eine lange Reihe von Räumen, die vom breiten Flur aus erschlossen und jeweils seitlich belichtet werden.

Im Spiel von Hell und Dunkel, von Dynamik und Ruhe, von Glas, Holz, Metall und Beton, von Privatheit und Öffnung vermittelt das Haus in Uetliburg eine lebendige Ahnung dessen, was die Moderne meint – die Villen aus der mittleren Schaffensperiode von Ludwig Mies van der Rohe, die Häuser der Brüder Luckhardt mit Alfons Anker am Berliner Rupenhorn und nicht zuletzt Erich Mendelsohns Villen. Es ist das Gefühl eines befreiten Wohnens, das einen Raum im Gleichklang mit der Umgebung hält, der den Bewohnern ihren individuellen Raum für die eigenen Freiheiten des Lebensentwurfes zur Verfügung stellt. Das erscheint als der wahre Luxus.

Solchen Luxus des Wohnens haben Arndt Geiger Herrmann auch für das Wohnen auf Zeit verwirklicht, mit dem Gästetrakt für den UBS Leadership Campus in Wolfsberg samt malerischem Blick auf den Bodensee. Das Hotel erweist sich dabei als ein Bauen im besonderen Bestand, geht Schloss Wolfsberg doch auf das frühe 18. Jahrhundert zurück. Zugleich wurde mit dem Umbau der alte Unterkunftstrakt des Campus aus den 1970er Jahren

ersetzt. In mehreren Bauabschnitten zwischen 2005 und 2008 verwirklicht, umschliessen die Hotelzimmer den Garten eines zentralen Innenhofs. Die Schnittstellen der drei neuen Gebäudeflügel sind dabei besonders betont, als Gemeinschaftszonen mit Landschaftsausblicken im Inneren und einer baulichen Verschränkung mit bekrönenden Flugdächern von aussen. Gerade die Dichte jedes Hotels steht im Kontrast zur gewünschten Privatheit für die Gäste – ohne dass dies in ein Gefühl von Enge umschlagen darf. Das haben die Architekten durch eine subtile Licht- und Materialregie vom Sicht- und Sonnenschutz bis hin zu den haptischen Oberflächen in einer angenehmen und offenen Atmosphäre umgesetzt. Es ist eine unaufdringliche Behaglichkeit, die so entsteht, für ein Wohnen auf Zeit – von dem man mit dem Gefühl scheidet, dass man in diesem Ambiente gerne noch ein paar Tage länger hätte verweilen wollen. Was aber könnte ein Hotel mehr bieten, als solch sanften Abschiedsschmerz seiner Gäste?

Dass das Wohnen auf Zeit auch ganz andere Ursachen und Formen besitzen kann, zeigt das Wohnheim in Buttikon. Das dreigeschossige Gebäude bietet Raum für bis zu 24 Menschen mit psychischem Handicap. In den beiden Obergeschossen schliessen sich zu beiden Seiten des zentralen Erschliessungskerns insgesamt vier Wohneinheiten für jeweils sechs Bewohner an. Sie sollen neben den notwendigen Rückzugsmöglichkeiten vor allem auch die Chance zum gemeinschaftlichen Wohnen ermöglichen, das durch die grosszügigen Gemeinschaftsräume samt offener Küche am Kopf der Wohneinheiten gefördert wird. Ein Mehrzweckraum im Erdgeschoss des Wohnheims kann für Veranstaltungen genutzt werden und dient darüber hinaus auch als Versammlungsort für die Gemeinde Buttikon. Auf die heterogene Dorfumgebung antwortet das Wohnheim mit einer zurückhaltenden Architektur. Der kubische Riegel des Baukörpers erscheint durch die leicht auskragenden Geschossbänder horizontal gegliedert. Dazu erzeugen die silbrig schimmernden Metallwellen an den Balkonen einen vertikalen Kontrast. Sie beleben einerseits die Fassade, indem sie ihr Relief verleihen und dienen andererseits als notwendiger Sichtschutz.

Das Wohnheim in Buttikon erscheint weder als ein Gegensatz zu den luxuriösen Villen, die Arndt Geiger Herrmann am Ufer des Zürichsees errichtet haben, noch zum Ambiente ihres Hotels in Wolfsberg. Es ist vielmehr eine weitere Facette des ebenso alten wie ewig aktuellen Themas Wohnen, das in den vergangenen Jahren die zentrale Rolle in der Arbeit des Zürcher Architekturbüros gespielt hat. So fügt es sich als eine der möglichen Bauaufgaben zwischen den Wohnturm und die Wohnanlage, zwischen die Villa und das Hotel.

An das Wohnen werden wir in hundert Jahren vermutlich noch dieselben Grundanforderungen stellen, wie wir sie bereits vor tausend Jahren gestellt haben, damit wir uns gleichermassen behaust wie behaglich fühlen. Doch unsere Wohnungen sind, egal ob auf Dauer oder auf Zeit, mehr als eine beliebige Hülle, in der wir schlafen, essen und uns waschen. Wie wir wohnen gibt eine Antwort darauf, wie wir uns in der Welt sehen. Auf diese zentrale Frage antworten die Häuser von Arndt Geiger Herrmann, indem sie moderne Räume schaffen, die dazu einladen, die Wechselwirkung zwischen Ort und Haus selbst zu erfahren.

Jürgen Tietz

01

Wohnturm

Kilchberg, 2003

Impressum / Imprint

Raum schafft Ort Ort schafft Raum

Ausstellung
Raum schafft Ort – Ort schafft Raum
Arndt Geiger Herrmann Architekten, Zürich
15. Juli – 1. September 2011

Aedes am Pfefferberg, Halle
Christinenstr.18-19
10119 Berlin
www.aedes-arc.de

Ausstellung / Exhibition

Ausstellungskonzept, Projektleitung / Exhibition Concept, Projectmanagement Zürich
Anna Schindler, Zürich

Ausstellungsdesign / Exhibition Design
Thomas Scheurer, raumtextur, Zürich

Kuratorin, Projektmanagement / Curator, Project Management Berlin
Beate Engelhorn, Aedes Berlin

Film / Movie: Marc Schwarz, Zürich

Modellbau / Modeling: Brigitte Egli, Zürich

Katalog / Catalogue

Herausgeber / Publisher
Kristin Feireiss, Hans-Jürgen Commerell

Katalog Gestaltung / Catalogue Design
Mathias Schroeder, schroeder.partners.ag, Zollikon

Produktion / Production
HillerMedien

Druck / Printing
Medialis, Berlin

Übersetzung ins Englische: Francesca Ferguson, Berlin

© 2011, Aedes and the authors
ISBN: 978-3-937093-18-5

Die Ausstellung und der Katalog wurden ermöglicht durch die grosszügige Unterstützung von:

SCHERRER · AMSTEIN+WALTHERT · VMZINC · PBM · SILATEC · real personal · SPHINX · Jegen · surber metallbau · ZUMTOBEL · carpetconcept · AXOR · BUSCH-JAEGER